

hat, ist nicht mehr auszumachen. Man spricht von acht; mehr als zwei sind es bestimmt gewesen.

Er erfüllt sich trotzdem einen alten Wunschtraum und setzt im Januar 1835 von Toulon nach Algier über. Seine Reiseindrücke von gewaltigen Landschaften aus Salzsümpfen, Korkeichenwäldern und Dattelpalmoasen beschreibt er in den drei Bänden „Vorletzter Weltgang des Semilasso“ (Semilasso: „der Halb-müde“, ein Wortspiel Pücklers). Die Bücher erscheinen 1835 in Berlin, natürlich redigiert von seiner „Schnucke“ und Varnhagen.

In Griechenland liebäugelt Pückler mit einem Landsitz und Landschaftsgarten bei Kyaparassia, scheitert jedoch. Ehefrau Lucie, Herrin von Muskau, weigerte sich, ihm zu folgen. Enttäuscht sucht er den „orientalischen Napoleon“ Mehemmed Ali auf, in Ägypten recht ruppig an der Macht, und genießt es, von ihm mit Kost und Logis (einem eigenen Palast in Kairo) verwöhnt zu werden. Von seiner „asiatischen Spazierfahrt“ kehrt Pückler erst 1840, im Schlepp die hübsche Sklav-in, nach Muskau zurück.

Vielleicht wäre Pückler tatsächlich auch als Diplomat, wie er es sich zeit seines Lebens wünschte, erfolgreich gewesen, zumindest in Konstantinopel. Er selbst redete sich das ein, und „Schnucke“ las: Es gibt „dreierlei Auszeichnung: ein großer Redner, ein großer Industriel-ler oder Bankier oder ein Schriftsteller zu sein. Die Auszeichnungen, welche mir . . . deshalb zuteil werden, übersteigen allen Glauben. Es liegt eine sonderbare Schickung in allem diesen, denn be-nahm ich mich nicht so ungeschickt bei Deinem Vater, so wäre ich in die Staats-geschäfte mehr oder weniger geraten und nie ein Skribler geworden. Dann aber wäre ich in der Foule mitgelaufen, wäh-rend ich jetzt ein europäischer Charakter geworden bin . . .“

Daß der todgeweihte Freund Heine literarisch ihn überleben würde, wußte Pückler wohl. Er schrieb ihm in die Matratzengruft: „Wissen Sie, worin unsere Ähnlichkeit bei so großer Verschiedenheit des Genies besteht? Darin, daß wir Beide hundert Jahre alt werden können, und dennoch immer Kinder bleiben werden. Diese ewige Kindlichkeit ist eine Größe, und vielleicht die beste Garantie für eine Zukunft nach diesem Leben. Wir müssen wo anders fertig werden, denn hier auf diesem Planeten verstehen wir nicht unsere Sachen zu führen im Interesse des Tages und des Marktes. Wir möchten es wohl zuweilen, aber eine Seifenblase, eine Ironie, ein lächelnder Stolz kommt dazwischen, und nachdem wir mit Leichtigkeit drei Vierteile des Erstrebten gewonnen, werfen wir mit noch größerem Vergnügen das Ganze zum Fenster hinaus, wie die Kinder ihr Spielwerk, um ein neues zu ergreifen.“ Sic! □

First Lady des Weltalls

Die Schauspielerin Sigourney Weaver und ihr neuer Film „Dave“

Wenn jemals eine Frau die Chance bekäme, zum amerikanischen Präsidenten gewählt zu werden, dann sähe sie vermutlich aus wie Sigourney Weaver. Elegant, intelligent, ein wenig streng, energisch, aber dennoch bereit, sich an die Spielregeln zu halten. Eine Yankee-Aristokratin.

Sigourney Weaver allerdings hat ihre Talente nicht in die Politik getragen, sondern in ein benachbartes Feld, die Schauspielerei. Und ist dort ein Star geworden. Eine Frau als Präsident, wenn schon nicht in Washington, dann wenigstens im Kino: Wie fände sie das?

Tja, sagt sie nachdenklich auf ihrem Sofa in einem Londoner Hotelzimmer, Hillary habe ja einiges Undenkbare denkbar gemacht. Aber dann winkt sie ab, ganz pragmatisch. „Das würden die Zuschauer noch nicht schlucken.“ Also spielt sie erst mal die Präsidentengattin, in einem Film ihres alten Bekannten aus „Ghostbuster“-Tagen, Ivan Reitman. Ganz brav. Oder jedenfalls fast.

In „Dave“, einer Komödie über Wirrungen im Weißen Haus, die in zwei Wochen auch in deutsche Kinos kommt, hält sie Damenkränzchen ab, besucht Obdachlosenheime und winkt huldvoll vom Balkon, Seite an Seite mit ihrem Gatten, gespielt von Kevin Kline.

„Aber das ist ja alles nur Schein“, sagt sie, „und deshalb wollte ich es spielen.“ In Wirklichkeit haben sich Mr. und Mrs. President längst auseinandergeliebt. Er ist das, was die Amerikaner ein „stuffed shirt“ nennen, ein steifer Langweiler, und sie ist so mit den Nerven fertig, daß sie daran denkt, alles hinzuschmeißen. Soweit der Stand der Dinge.

Damit aus der Ehe eine Politikomödie wird, muß der Gemahl beim außer-ehelichen Sex einen Schlaganfall erleiden und ins Koma sinken. Sein Stabschef stellt heimlich den Doppelgänger ein, der eigentlich nur einen Abend lang für den Präsidenten hatte einspringen sollen: Dave, einen harmlosen amerikanischen Jedermann, ebenfalls von Kevin

Kline gespielt. Der läßt sich nun fürs höchste Amt zurechtrimmen, zunächst nichts ahnend, daß er dem machthungrigen Stabschef nur als Marionette dient.

Die Präsidentenfrau kommt dem falschen Gatten auf die Schliche. Doch statt ihn hochkant rauszuwerfen, verliebt sie sich in ihn. Er ist ja auch viel netter als der echte. Und weil gute Menschen bekanntlich auch gute Politik machen, hecken die beiden einen Plan aus, um den Stabschef auszuschalten. Capracorn für die Clinton-Neunziger.

Die alte Hollywood-Mär vom wackeren Normalo; der eigentlich der viel bessere Mann an der Macht wäre, hat in sieben Wochen bereits knapp 60 Millionen Dollar in den USA eingebracht, nicht zu verachten für einen Sommerfilm, der überwiegend auf Erwachsene zielt.

Sigourney Weaver allerdings kann in ihrem



Hollywood-Star Weaver: Prügel oft, Küsse selten

Lebenslauf schon aufregendere Jobs als den der First Lady verbuchen. Sie war Astronautin in „Alien“, Diplomatin in „Ein Jahr in der Hölle“, Managerin in „Die Waffen der Frauen“, Akademikerin in „Half Moon Street“ und Affenforscherin in „Gorillas im Nebel“.

Seit anderthalb Jahrzehnten schafft sie es, die etwas anderen Rollen an Land zu ziehen, in einer Vielzahl von Sparten. Ein großer Karriereplan stecke nicht dahinter, sagt sie und lacht. Aber sie hat sich trotz ihres Chaos-Prinzips einen Platz unter den weiblichen Top-Stars gesichert. Für den Oscar ist sie schon dreimal vorgeschlagen worden.

Daß sie ihn noch nicht bekommen hat, mag daran liegen, daß sie zu wenig berechenbar fürs Starsystem ist. Zu vielseitig, zu unabhängig, auch zu kritisch. Eine Leading Lady von Welt, irgendwo zwischen Widerstand und Anpassung pendelnd.

Als Tochter aus gutem Haus wurde sie 1949 in New York geboren. Der Papa war Präsident der Fernsehgesellschaft NBC. Ihren sonderbaren Vornamen, Sigourney, klaute sie sich als Teenager aus F. Scott Fitzgeralds Roman „Der große Gatsby“. Susan Alexandra, ihren richtigen Namen, fand sie langweilig. Erst nach Studienabschlüssen in Stanford und Yale ging sie ans Theater.

Sie war wohl stets eine Frau, die sich nichts beweisen mußte. Drei Jahre hat sie einfach ausgesetzt, eine Babypause, in der sie ihre Tochter bekam, ehe sie vorletztes Jahr wieder anfang zu drehen. Jetzt ist sie 43, seit fast einem Jahrzehnt in erster Ehe verheiratet, ohne Skandale, mit dem Theaterregisseur Jim Simpson.

Seinetwegen ist sie auch in London, das Kind im Schlepptau. „Mein Mann“, sagt sie oft und stolz, „mein Mann zeigt hier eine Inszenierung.“ Da sitzt sie, sehr groß, sehr schmal, sehr vornehm, die Beine in engen schwarzen Hosen übereinandergeschlagen, darüber eine tief dekolletierte beige Bluse. Wenn sie sich nach vorn beugt, ist ihr blasser Bauch bis zum Nabel zu sehen.

„The thinking man's sex symbol“ hat die amerikanische Presse sie genannt, eine Verlegenheitsformel, denn so richtig sexy finden Männer sie wohl nicht, weder die denkenden noch die anderen. Schön, das ja, denn schön ist sie unbestreitbar, aber eben auch einen Hauch spröde, schmallippig und unnahbar.

Das Unnahbare verschwindet erst, wenn sie sich in Fahrt redet. Dann ist sie witzig und gar nicht darauf bedacht, ihre Fassung zu wahren. Dann fällt es leicht zu glauben, was Christopher Durang, ein alter Freund aus Theatertagen, von ihr gesagt hat: daß sie das Talent und den Mut dazu habe, so richtig albern zu sein.

In ihren Filmen darf sie nur selten Faux-pas machen. Immerhin, in „Dave“ kräht sie als First Lady nachts auf der Straße wunderbar falsch einen Schlager. Aber fast immer überlagert ihre Eleganz diesen Hang zur Extravaganz.

Dann bleibt nur ein scharfer, fast sarkastischer Witz, den sie gegen ihre Film-partner in Anschlag bringt. Sie ficht mit Worten, aber auch mit Fäusten. Wohl keine Schauspielerin prügelt sich so oft wie sie, und wohl keine küßt so selten.

Sich auf eine Affäre mit ihr einzulassen, das ist gefährlich. Sie spielt mit ihren Männern, sie verläßt sie, oder sie zieht sie in Abenteuer hinein. In „Alien 3“ bezahlt ein Arzt seine Schwäche für Sigourney mit dem Leben: Ein außerirdisches Ungeheuer schnappt ihn kurz nach dem Koitus.

Helden ganz erhebliche Folgen: Ripleys Kampf darum, als kompetent anerkannt zu werden, war immer unterlegt mit der Anstrengung, sich als Frau in einer Männerwelt zu behaupten.

Noch dazu nahm sie Macht auf dem ausgesprochen maskulinen Terrain der wissenschaftlichen und technischen Raumfahrt-Intelligenz in Anspruch. Als Astronautin bediente sie Bordcomputer, startete Raumgleiter und hantierte mit elektronischen Waffen – und das alles in einem schabigen Nasa-Overall.

Während Ridley Scott, der erste „Alien“-Regisseur, Ripley als absolut androgyne Heldin entwarf, sorgte sein Nachfolger James Cameron in „Aliens“ dafür, daß sie ihre Mutterinstinkte entdeckte: ein Schritt zurück zu traditionellen weiblichen Werten. Der Film ent-



Kline, Weaver in Reitman-Film „Dave“: Koma nach dem Sex

Immerhin war er der erste, der Sigourney Weaver überhaupt im All zu nahe treten durfte. Seit sie 1979 im ersten „Alien“-Film als Weltraum-Amazonen Ripley angeheuert hatte, war sie zur Keuschheit verdammt.

Aber dafür hat sie mit dieser Rolle Filmgeschichte gemacht: Ripley ist die wichtigste Frauenfigur des neueren amerikanischen Kinos. Mit ihr wird Sigourney Weavers Name bis ans Ende ihrer Laufbahn verbunden sein.

Zum erstenmal übernahm in „Alien“ eine Frau im Raumschiff das Kommando – in einer Rolle, die ursprünglich für einen Mann geschrieben war. Mit Intelligenz und Kraft trat Ripley gegen das galaktische Monster an, das nach und nach die gesamte Besatzung verschlang.

Ein belebender Schock für das Sci-Fi-Genre war das. Obwohl im Drehbuch angeblich keine Zeile geändert wurde, hatte die Geschlechtsumwandlung des

stand 1986, mitten im republikanisch-konservativen „backlash“.

David Fincher schließlich konzentrierte sich in „Alien 3“ auf die Fremdheit zwischen den Geschlechtern. Ripley landete auf einem nur von Männern bewohnten Planeten. Als Frau störte sie dort die phalokratische Ordnung. Sie war das Andere, das Fremde, das bekämpft und vernichtet werden mußte.

Rückblickend lassen sich an der „Alien“-Trilogie die Ängste und Ausblicke eines ganzen Jahrzehnts ablesen. Ob sie damals, als alles anging, geahnt habe, wie revolutionär Ripley war? Nein, sagt Sigourney Weaver. Beim Vorsprechen habe sie noch am Drehbuch herumgörgelt. Ripley war ihr zu hart, zu cool. Erst langsam habe sie ihre Entschlossenheit zu schätzen gelernt.

Als „Alien 3“ anstand, da fackelte sie selbst auch nicht lange und verlangte

vier Millionen Dollar für den extrem anstrengenden Part, für den sie sich obendrein noch kahlscheren lassen mußte. „Es war an der Zeit, einen Präzedenzfall zu schaffen.“ Weibliche Stars verdienen in Hollywood knapp halb soviel wie männliche. „Nicht mal mein Agent fand, daß ich diese Gage fordern konnte.“ Aber sie bekam sie.

Solche Durchsetzungskraft hat sie, die sich „actor“, nicht „actress“ nennt, weil das ernsthafter klingt, nur bei den Honoraren. Sonst haben Schauspieler in Hollywood wenig zu sagen. Weil ihr das nicht paßt, hat sie ihre eigene Produktionsfirma gegründet: damit ihre Filme am Ende so aussehen, wie sie am Anfang geplant waren.

Gerade erst hat sie sich bei „Dave“ geärgert. Während der Dreharbeiten, erzählt sie, habe sie ihrem Präsidentengatten ein herzhaftes „Fuck you“ an den Kopf knallen dürfen – aber das landete dann im Ausschuß. Das Kraftwort, beschloss die Verantwortlichen, war zu kraß für die Präsidentengattin. Daraus spricht die Angst, das glattpolierte Frauenbild anzukratzen. Was Hillary wohl sagt, wenn sie sich mit Bill kracht? □

Schriftsteller

Dumm wie Schafe

Mit seinem tollkühnen türkischen Mitstreiter, dem Erzähler Aziz Nesin, geht der von Fundamentalisten verfolgte Autor Salman Rushdie hart ins Gericht.

Wir sind die Soldaten Mohameds“, brüllten haßerfüllt die Fanatiker – aufgeputscht vom Freitagsgebet waren sie aus der Moschee geströmt. Über acht Stunden belagerten sie das Hotel im zentralanatolischen Sivas, in dem einige Dutzend liberaler Schriftsteller und Verleger tagten. Dann ging das Gebäude in Flammen auf.

Mit dem Schrei „Verbrennt, ihr Huren!“ empfing die rasende Menge Frauen, die verzweifelt zu entkommen suchten; mit Holzlatten wurden sie zurück in das Inferno geprügelt. 36 Menschen starben, doch die meistgehaßte Zielperson kam bei dem Massaker am vorherigen Freitag mit einer Rauchvergiftung davon.

Der populäre Erzähler und Journalist Aziz Nesin, 78, hatte Anfang des Jahres

die fundamentalistischen Todesschwadronen mit der Ankündigung alarmiert, eine türkische Übersetzung von Salman Rushdies „Satanischen Versen“ herauszubringen. Daß es fortan Morddrohungen gegen ihn hagelte, nahm der alte Herr, der mehr als fünf Jahre seines Lebens in türkischen Gefängnissen verbracht und über hundert Prozesse durchgestanden hat, ungerührt zur Kenntnis.

Auf die Frage, warum er sein Leben riskiere, antwortete er in einem SPIEGEL-Interview (11/1993): „Der Fall Rushdie steht für Freiheit und Menschenrechte – Werte, die ich in all meinen Schriften verteidigt habe. Wegzuschauen wäre Verrat an meiner Grundüberzeugung.“

Nachdem Aziz Nesin dem Massaker von Sivas um Haaresbreite entkommen ist, sieht er sich jetzt aber einem Überraschungsangriff besonderer Art konfrontiert. In einem großen Artikel des britischen *Observer* beschuldigte kein anderer als Salman Rushdie den türkischen

Kollegen, gemeinsam mit seinen Verbündeten benutze er Rushdies Person und Werk als „Kanonenfutter“ im Kampf gegen religiöse Eiferer.

Die türkischen Anti-Fundamentalisten um Nesin hätten es geradezu darauf angelegt, „den gewaltsamen Zusammenstoß zu provozieren, zu dem es jetzt gekommen ist“. Beinahe zynisch klingt der Zusatz: „Wie es scheint, haben sie sich nun mehr als das eingehandelt, worauf sie aus waren.“

Bei dem makabren Showdown zwischen Schriftstellerkollegen, die mit identischen Begründungen von denselben Mördern gejagt werden, geht es am wenigsten um die ominösen

„Satanischen Verse“. Rushdies Feststellung, Nesin interessiere sich nicht sonderlich für seinen Roman, wurde von diesem ausdrücklich bestätigt.

Insofern ist Rushdies Vorwurf berechtigt, Nesin instrumentalisiere in derselben Weise wie die islamischen Fanatiker einen Roman, dessen Inhalt ihm ebenso unbekannt wie gleichgültig sei.

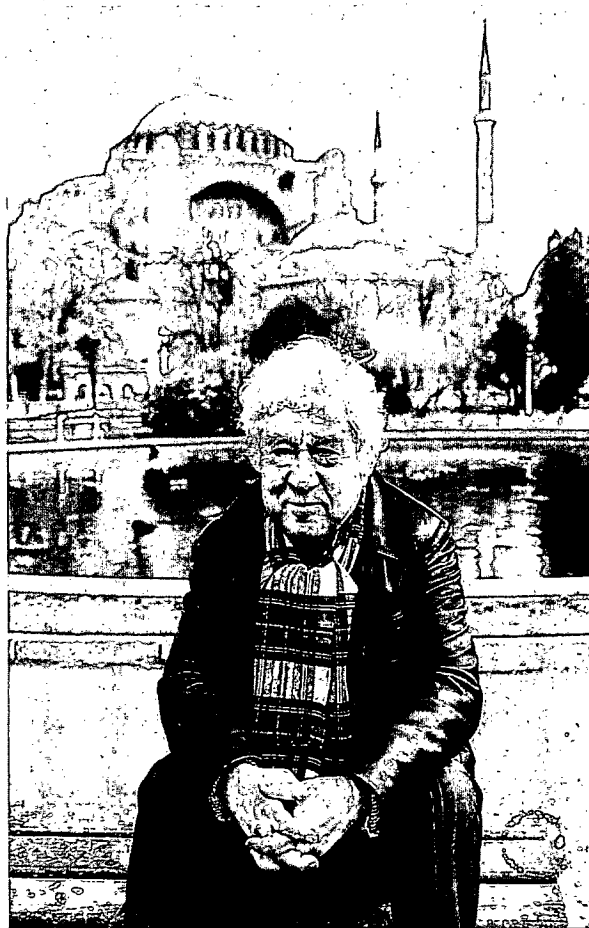
Andererseits hat selbst Rushdie in der Vergangenheit von denen, die ihm im Namen der Meinungsfreiheit den Rücken stärkten, keinen Lektürenachweis als Voraussetzung für ihr Engagement verlangt. In früheren Fällen hat er auch nicht an der demonstrativen und zumeist unautorisierten Publikationspolitik von Zeitungen und Zeitschriften Anstoß genommen, welche die Solidarität mit ihm, dem Verfemten, organisierten.

Von Grund auf verschieden sind die persönlichen Voraussetzungen und Erfahrungen der Kontrahenten. Während Rushdie vom jahrelangen Untergrunddasein begreiflicherweise ein wenig zermürbt ist, ist Nesins einzelgängerische Streitlust legendär; sie scheint sich in letzter Zeit mit einer Art Altersstarrsinn zu paaren.

In einem Interview der Zeitung *Hürriyet* erklärte er im vergangenen Jahr „70 Prozent“ der Türken schlichtweg „für



Autor Rushdie
Als Werkzeug mißbraucht?



Rushdie-Parteilänger Nesin
„Wegzuschauen wäre Verrat“